

Karsten Engel (Hg.)

Wissenschaft in Korrespondenzen

Göttinger Wissensgeschichte in Briefen

Elgabostrum hunc
 Das warst du Götter.
 zwischen dir, bester Freund, daß ich den Fungling
 den Beschreibend vom 26. Aug. v. J. erst jetzt mit
 an die Hand - zu meinem Leidwesen aber ist das
 ästhetische Factat mit gerückten Sachen ganz ausge
 laßt ich mir allen Versuchen muß ich auch zu
 ich daß du von Lübeck angekommen bist. Du
 ich ganz vollkommen durch was der Brief in
 mir zugekommen. Das wird ich bedau
 dich sehr und das große Fort Glückwünsche
 ganz verloren waren.
 daß ich, Ihr gütige Zü
 auf Ihr gütige Zü
 Daager.



Wissenschaft in Korrespondenzen

Göttinger Wissensgeschichte in Briefen

Herausgegeben von Karsten Engel

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2019, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Brief des Barons von Asch an Christian Gottlob Heyne
vom 25.01./05.02.1788. Cod. Ms. Asch 1:2 (1788/92). Digitalisierungszentrum der
Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Satz: textformart, Göttingen | www.text-form-art.de

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-34034-0

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	9

Teil I: Vorgeschichte und Anfänge

Nora Gädeke

Gymnasii Electoralis nulla ratione deterior conditio est, quam Hamburgensis et Bremensis, nisi quod haec sunt in urbibus magnis et florentibus. Leibniz' Göttingen-Korrespondenz	15
--	----

Martin Mulsow und Anne Saada

Heumann, Münchhausen und die Gründung der Göttinger Universität. Eine Geschichte in Briefen	39
--	----

Teil II: Weltweisheit und Naturforschung im ersten Jahrhundert nach der Universitätsgründung

Otto Sonntag, Martin Stuber and Christian Forney

Göttingen and Its Learned Institutions in Albrecht von Haller's European Network. The Example of His Correspondence with Gerlach Adolph von Münchhausen	59
---	----

Gudrun Bucher

»... dass die Wissenschaften dort immerfort wie bisher glänzen mögen!« – Pakete aus dem Russischen Reich. Georg Thomas von Asch als Mäzen der Georg August Universität	77
--	----

Gideon Stiening

Im Netzwerk eines Materialisten. Anmerkungen zum Briefwechsel Michael Hißmanns	95
---	----

Udo Roth

Briefe aus der Schweiz oder »Briefe über die Schweiz«? Christoph Meiners' Briefwechsel mit Michael Hißmann im Sommer 1782	119
--	-----

Olaf Müller

Wenn Briefwechsel versanden. Goethes Pech mit Lichtenberg 139

Wolfgang Böker

Zum Briefwechsel Johann Friedrich Blumenbachs 157

Teil III: Die Mathematik im Umfeld David Hilberts

Karsten Engel

Freges Briefwechsel mit Hilbert. Ausdruck eines mathematik-
philosophischen Umbruchs, oder: Wie man eine wissenschaftliche
Debatte entfacht 183

Andreas Brandt

David Hilberts mathematische Axiomatik und Leonard Nelsons
philosophische Vernunftkritik. Wissenschaftliche und
universitätspolitische Verflechtungen in Göttingen 203

AutorInnenverzeichnis 223

Vorwort

An der Georg-August-Universität Göttingen fand im Sommer 2018 eine Vortragsreihe mit dem Titel »Wissenschaft in Korrespondenzen. Wissenschaftliche Briefe aus und nach Göttingen« statt, die von der Studienstiftung des deutschen Volkes e. V. im Rahmen von *Stipendiaten machen Programm* gefördert wurde.

Schon bald entstand der Wunsch, die unterschiedlichen Vorträge für Interessierte zu sammeln, um die gewonnenen Impulse und Erkenntnisse zwar nicht in Brief-, aber doch in Buchform nachlesen zu können.

Ich danke dem Verlag Vandenhoeck und Ruprecht sehr herzlich für die Aufnahme des Bandes in sein Programm. Dank gebührt auch den vielen engagierten Unterstützerinnen und Unterstützern, die sich finanziell an der Drucklegung beteiligt haben: dem Philosophischen Seminar, der Philosophischen Fakultät und der Fakultät für Biologie und Psychologie der Universität Göttingen, Frau Professorin Margarethe Vöhringer (Lehrstuhl für Materialität des Wissens) und Herrn Thomas Richter von der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit der Universität Göttingen. In letzter Minute sind zusätzliche Kosten für den Farbdruck der Grafiken entstanden, die vom Berner Projekt *hallerNet* gedeckt werden konnten; auch dieser Unterstützung gilt mein großer Dank. Besonders möchte ich auch Martin Dopychai und der Deutschen Post AG danken, die durch eine großzügige Spende den größten Teil zu den Druckkosten beigetragen hat.

Für die mentale Unterstützung bedanke ich mich bei Svenja Brand, die mir stets eine gute Freundin und Korrekturleserin ist.

Schließlich danke ich der Studienstiftung, die mit ihrer Hilfe das Projekt überhaupt erst möglich machte – auch in persönlicher Hinsicht, weil sie mir neben dem Studium die Zeit gelassen hat, derlei Projekte anzugehen.

Karsten Engel
Basel, im August 2019

Einleitung

Läuft man heute durch die Straßen von Göttingen, kommt man nicht umhin, die weißen Täfelchen zu bemerken, die an vielen Häusern der Stadt angebracht sind und die Wohnorte berühmter Persönlichkeiten anzeigen. Obwohl auch die Namen englischer Könige oder jener Bismarcks die Häuser zieren, weisen sie in der Regel auf Personen hin, deren Berühmtheit auf ihre wissenschaftlichen Leistungen zurückgeht.

Vor der Gründung der Universität im Jahr 1734 war die Stadt selbst sicher alles andere als prädestiniert dazu, eine akademisch international bekannte Stadt zu werden. Die (intellektuelle) Größe der Stadt, das ist die Grundannahme dieses Buches, basiert zum großen Teil auf dem Import und Export von Ideen und wissenschaftlichen Erkenntnissen, aber auch auf Zukunftsvisionen und innovativen Fragestellungen. Davon, *dass* und *wie* Göttingen Schauplatz dieses Austauschs war, legen heute große Konvolute von Briefwechseln Zeugnis ab. Sie zeigen, wie entscheidend die briefliche Vernetzung der Bewohner für die Stadt und deren wissenschaftliche Entwicklung war.

Als ich im Jahr 2016 nach Göttingen gezogen bin, wusste ich noch nichts von den Ausmaßen dieser Briefwechsel, fragte mich aber, wie es sich bei einer nur mittelgroßen Stadt lohnen könne, Hochgeschwindigkeitszüge fast im 10-Minuten-Takt ein- oder abfahren zu lassen. Heute vermute ich, dass auf beide Fragen, zumindest in Teilen, die gleiche Antwort gegeben werden kann. Der Bedarf der Stadt, sich zu vernetzen, ist offenbar ungebrochen.

1.

Der erste Teil des Buches beschäftigt sich mit der Vorgeschichte der Universität. Nora Gädeke zeichnet anhand des Leibniz-Briefwechsels ein Bild davon, welche bildungspolitischen Umstände in der Stadt Göttingen einige Zeit vor der Universitätsgründung herrschten. Dass und inwiefern sogar diese Universitätsgründung selbst ein Importprodukt war, zeigt uns der Aufsatz von Martin Mulsow und Anne Saada. Indem sie aus Briefen die Vorgeschichte der Universität rekonstruieren, die Rollen Heumanns und Münchhausens ins rechte Licht rücken und zeigen, welche Bedeutung dabei Vernetzung hatte, erzählen uns die Autoren die Gründungsgeschichte neu.

2.

Es sieht so aus, dass es in den ersten zweihundert Jahren der Universität mindestens zwei wichtige disziplinäre Paradigmen gegeben hat: Im ersten Jahrhundert waren dies Naturforschung und Philosophie im Zeichen der Aufklärung und im zweiten die Entwicklung der Universität zu einem sogenannten »Weltzentrum« der Mathematik (was nicht heißt, dass die Naturforschung in dieser Zeit vernachlässigt wurde). Mit diesen beiden Paradigmen beschäftigen sich die Aufsätze im zweiten und dritten Teil dieses Buches exemplarisch.

Albrecht von Haller war in Göttingen ein Naturforscher der ersten Stunde. Im ersten Aufsatz widmen sich ihm daher Otto Sonntag, Martin Stuber und Christian Forney. Sie tun dies unter einem institutionshistorischen Blick: Wie werden wichtige Institutionen, mit denen Haller in Verbindung stand, von ihm in Briefen behandelt? Wie verlief das Management dieser Institutionen über die Korrespondenzen? Im zweiten Teil des Aufsatzes geben uns die Autoren einen Einblick in ihre Forschungsergebnisse, die durch Methoden der Digital Humanities gewonnen wurden.

Etwas größere Postsendungen hat man im Göttingen des 18. Jahrhunderts wohl immer dann erhalten, wenn Georg Thomas von Asch seine wissenschaftlich wertvollen Schätze aus Russland schickte. Gudrun Bucher gibt uns anhand dieses Beispiels eine Erklärung dafür, warum die Göttinger Sammlungen heute so umfassend sind und schon so früh Exponate aus allen Teilen der Welt enthalten konnten.

Inwiefern die Universität Göttingen philosophischen Denkrichtungen einen Nährboden bot, die dem »Mainstream« im restlichen Teil des alten Reiches entgegenstanden, zeigt sich am Beispiel Michael Hißmanns, eines »Materialisten«. Gideon Stiening stellt dar, welche Rolle der philosophische Materialismus in den Briefen Hißmanns spielte und geht dafür auch auf die Entstehungsbedingungen dieses Materialismus ein.

Udo Roth untersucht im darauffolgenden Beitrag Hißmanns Beziehung zu einem anderen Göttinger Philosophen, zu Christoph Meiners. Zwar spielt der Materialismus auch hier eine, wenn auch untergeordnete, Rolle, zentral aber sind Meiners' später veröffentlichte »Briefe über die Schweiz«, die offenbar zum Teil auf einen Briefwechsel mit Michael Hißmann zurückgehen. Auch hier zeigt sich, wie Korrespondenzen Katalysator wissenschaftlichen Fortschritts waren.

Mit Johann Wolfgang Goethe und Georg Christoph Lichtenberg als Briefpartner hat sich Olaf Müller zwei begnadete Literaten der deutschen Sprache ausgesucht, deren Bedeutung für die Literatur und Aphorismendichtung ihresgleichen sucht. Doch Gegenstand der Korrespondenz waren nicht etwa Gedichte und Sprüche, sondern Goethes Überlegungen zur Farbenlehre. Olaf Müller macht entgegen der weit verbreiteten Ansicht plausibel, dass Goethes physikalische Untersuchungen durchaus offen von seinen Kollegen, insbesondere von Lichtenberg, aufgenommen wurden.

Mit Johann Friedrich Blumenbach hat schließlich auch ein Anthropologe und Anatom Eingang in diesen Band gefunden. Wolfgang Böker gibt uns einen Einblick über Qualität und Umfang des Blumenbachschen Briefwechsels und einen guten Überblick darüber, wie Forschung und Korrespondenzen bei Blumenbach Hand in Hand gingen.

3.

Sicherlich steht niemand so sehr mit dem Etikett »Weltzentrum der Mathematik« in Verbindung wie David Hilbert. Davon berichten zwei Aufsätze im letzten Teil des Buches.

Von großer Bedeutung für die Wissenschaftsgeschichte ist Hilberts Briefwechsel mit Gottlob Frege, der in meinem Aufsatz thematisiert wird. Angesichts der Themen, die in ihm verhandelt werden, ist die Korrespondenz heute Ausdruck eines Epochenumbruchs der Reflexion über Mathematik. Dass Frege damals mit seinem Briefpartner hinsichtlich seiner Berühmtheit nicht auf Augenhöhe stand, machte es ihm schwer, sich in der Debatte Gehör zu verschaffen.

Schließlich beleuchtet Andreas Brandt Hilberts Rolle als »Wissenschaftsorganisator« an der Schwelle zwischen Mathematik und Philosophie. Gerade sein Einsatz für den Philosophen Leonard Nelson ist Ausdruck eines neuen interdisziplinären Selbstbewusstseins, was sich nicht zuletzt aus dem Selbstverständnis, Göttingen sei das Weltzentrum der Mathematik, gespeist hat.

Mit der Hilbertzeit geht auch das zweite Jahrhundert der Universität zu Ende. Zu diesem Zeitpunkt ändert sich die Korrespondenzkultur unter den Wissenschaftlern. Hilbert selber schreibt etwa in einem Brief an Frege, dass Zugreisen mittlerweile so komfortabel seien, dass der »mündliche Verkehr dem schriftlichen vorzuziehen« sei. Deshalb bleibt die Frage, wie sich die Vernetzung im dritten Jahrhundert nach der Universitätsgründung gestaltet hat, anderen Büchern überlassen.

Ich wünsche den Leserinnen und Lesern eine erkenntnisreiche Lektüre.

Teil I: Vorgeschichte und Anfänge

Nora Gädeke

Gymnasii Electoralis nulla ratione deterior conditio est, quam Hamburgensis et Bremensis, nisi quod haec sunt in urbibus magnis et florentibus

Leibniz' Göttingen-Korrespondenz

Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), der Universalgelehrte und Hofmann zu Hannover, verstarb Jahrzehnte vor der Gründung der Universität und der Akademie zu Göttingen. Beide wären vermutlich sehr in seinem Sinn gewesen. Bereits 1680 hatte er eine Adelsakademie in Göttingen projektiert.¹ Seine lebenslang verfolgten Pläne zu wissenschaftlichen Sozietäten (nur die Berliner sollte er verwirklicht sehen) sind bekannt.² Der Verfasser des ersten, befürwortenden Gutachtens zur Gründung der Georgia Augusta ist Leibniz' weiterem Umfeld zuzurechnen.³ Und wir wissen, dass hinter dieser Gründung nicht nur Georg II., König von Großbritannien und Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg, stand, sondern auch dessen Gemahlin Caroline,⁴ Leibniz' große Mäzenin, die in seinem letzten Lebensjahrzehnt intensiven Gedankenaustausch mit ihm pflegte.⁵

- 1 Leibniz an Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, 01.05.1680. Gedruckt findet sich dieser Brief, wie die meisten der im Folgenden zitierten Stücke, in der historisch-kritischen Edition Gottfried Wilhelm Leibniz, *Sämtliche Schriften und Briefe*. Herausgegeben von der [Preußischen, später Deutschen, zuletzt:] Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, [Darmstadt, später: Leipzig, zuletzt:] Berlin 1923 ff. (künftig zitiert: A Reihe, Band N.), A I, 3 N. 40.
- 2 Ines Böger, »Ein seculum ... da man zu Societäten Lust hat«: Darstellung und Analyse der Leibnizschen Sozietätspläne vor dem Hintergrund der europäischen Akademienbewegung im 17. und früheren 18. Jahrhundert, München 1997.
- 3 Ulrich Hunger, Die Georgia Augusta als hannoversche Landesuniversität, in: Ernst Böhme/Rudolf Vierhaus (Hg.), *Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt*. Bd. 2: Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Anschluss an Preußen – Der Wiederaufstieg als Universitätsstadt (1648–1866), Göttingen 2002, S. 139–213, S. 140. Der Gutachter Johann Daniel Gruber hatte Zugang zu Leibniz' damals noch weitgehend verschlossenem Nachlass; vgl. Malte-Ludolf Babin/Anja Fleck, Johann Daniel Gruber und sein Projekt einer Leibniz-Edition, in: Nora Gädeke/Wenchao Li (Hg.), *Leibniz in Latenz. Überlieferungsbildung als Rezeption (1716–1740)*, Stuttgart 2017, S. 163–183.
- 4 Emil Franz Roesler, Die Gründung der Universität Göttingen, Göttingen 1855, S. 6 f. bzw. S. 9.
- 5 Monika Meier, Leibniz' Briefwechsel mit Caroline von Ansbach, Princess of Wales – »Leibniz« in Großbritannien und neue ökumenische Initiativen, in: Michael Kempe (Hg.), 1716 –

Hier soll aber nicht in hypothetischer Form von Leibniz und Göttingen die Rede sein, sondern konkret, an der Überlieferung, nämlich an der Korrespondenz orientiert – und die ist reichhaltig.

1. Leibniz' Briefwerk

Über Leibniz' Korrespondenz zu sprechen, heißt zunächst einmal, ein bekanntes Bild idealtypisch nachzuzeichnen – und mit ein paar highlights zu versehen. Das 17./18. Jahrhundert gilt als Hoch-Zeit gelehrter Briefkultur. Korrespondenz war Leitmedium und Laboratorium gelehrten Austauschs; Briefe spielten eine Rolle nicht nur für die Kommunikation, sondern auch für das Selbstverständnis der Gelehrten. Wer sich als citoyen der Gelehrtenrepublik ansah (was immer diese gewesen sein mag⁶), war mit anderen citoyens vor allem durch Korrespondenz verbunden. Er unterwarf sich ungeschriebenen Gesetzen, zu denen das Gebot eines »do ut des« ebenso wie eine Rhetorik der Freundschaft und Rituale der Kontaktaufnahme und -pflege gehörten.⁷ Briefaustausch zu haben war ein Zeichen der Zugehörigkeit, symbolisches Kapital.⁸

Leibniz hat ungeheure Mengen an Briefen verfasst und erhalten. Lebenslang, seit seinen jungen Erwachsenenjahren, betrieb er systematisch den Aufbau und die Pflege weitgespannter Korrespondenzbeziehungen. Gelegentlich hat er das Briefeschreiben als zentrale Tätigkeit seines Lebens bezeichnet; auch von anderen wird er oft dadurch charakterisiert.⁹ Für manche Tage haben wir fünf und mehr Briefe aus seiner Feder; wohl noch größer waren die Mengen, die bei ihm eingingen.¹⁰ Sein Briefwerk gilt als »die umfangreichste Sammlung der deutschen Epistolographie des 17. Jahrhunderts«.¹¹ Man kann von etwa 20.000 überlieferten Briefen und Gegenbriefen (aus einem Zeitraum von über 50 Jahren) und

Leibniz' letztes Lebensjahr. Unbekanntes zu einem bekannten Universalgelehrten, Hannover 2016, S. 241–291.

- 6 Marian Füssel, Einleitung, in: Marian Füssel/Martin Mulsow (Hg.), Gelehrtenrepublik = Aufklärung. Interdisziplinäres Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte, 26 (2015), S. 5–16, S. 5.
- 7 Saskia Stegeman, Patronage and Services in the Republic of Letters. The Network of Theodorus Janssonius van Almelooveen (1657–1712), Amsterdam 2005, v. a. S. 169–181, S. 275–314.
- 8 Anne Goldgar, Impolite Learning. Conduct and Community in the Republic of Letters 1680–1750, New Haven 1995, S. 29 f.
- 9 Beispiele bei Nora Gädeke, Gottfried Wilhelm Leibniz, in: Christiane Berkvens-Stevelinck u. a. (Hg.), Les grands intermédiaires de la République des Lettres. Études de réseaux de correspondances du XVIIe au XVIIIe siècles, Paris 2005, S. 257–306, S. 263 f.
- 10 A I, 24 N. 103, eine Aufstellung der in Leibniz' Hauswesen angefallenen Kosten während der Herbstmonate 1704, zeigt, dass die Spitzenposition dem Porto für eingehende Briefe zukommt, weit darunter liegen Ausgaben für Kerzen und Holz (also Licht und Wärme).
- 11 Gerda Utermöhlen, Der Briefwechsel des Gottfried Wilhelm Leibniz – die umfangreichste Korrespondenz des 17. Jahrhunderts und der »Républiques des Lettres«, in: Wolf-

mindestens 1.300 Korrespondenten (aus ganz Mittel-, West- und Nordeuropa, mit Ausläufern bis nach Russland und China) ausgehen.¹² Darunter sind Gelegenheitsbriefe, sporadischer Austausch, kurzfristige Briefbeziehungen – aber vorrangig solche, die sich über Jahre und Jahrzehnte erstreckten. Aus etwa 3 % der Korrespondenzen sind mindestens 100 Briefe überliefert (die insgesamt 40–50 % des gesamten Briefaufkommens ausmachen);¹³ darunter ist eine Göttinger.¹⁴ In Spitzenjahren liegt die Zahl der Briefpartner bei etwa 180.¹⁵

Leibniz wird gern als Beispiel zitiert, wenn es gilt, die gelehrte Briefkultur seiner Zeit zu illustrieren.¹⁶ Mit fast allen bedeutenden Gelehrten seiner Zeit hat er korrespondiert. Aber viele seiner Briefpartner entstammten der »zweiten und dritten Reihe« (und darüber hinaus allen Bevölkerungsschichten);¹⁷ für manche von ihnen stellen diese Briefe die hauptsächliche Überlieferung dar. Das Briefwerk handelt von praktisch allen Gebieten des damaligen Wissens (insbesondere Leibniz' etabliertes Bild als Philosoph und Mathematiker basiert wesentlich auf den großen Briefdiskursen).¹⁸ Er selbst hat die Korrespondenz als sein eigentliches Forum des gelehrten Austauschs bezeichnet; auf den Punkt gebracht in dem bekannten Diktum, er pflege mehr in Briefen als in gedruckten Schriften zu sagen.¹⁹ Gerda Utermöhlen hat dafür die prägnante Formulierung gefunden, Leibniz' Briefe seien nicht einfach Beiwerk zur Biographie, sondern »integraler Teil« seines Œuvre.²⁰ Die Briefe spiegeln aber nicht nur Gelehrsamkeit im Dialog, sondern auch die große Bedeutung der Nachrichtenübermittlung.²¹ Und schließlich war Leibniz nicht nur Gelehrter, sondern auch Hofmann. Diese Position brachte es mit sich, dass an ihn aus der gelehrten Welt wie aus anderen Kreisen häufig Bitten herangetragen wurden, er möge bei Hofe eintreten für

gang Frühwald [u. a.] (Hg.), Probleme der Brief-Edition. Kolloquium der Deutschen Forschungsgemeinschaft Schloß Tützing 8.–11. September 1975, Bonn 1977, S. 87–103, S. 87.

12 Dazu die grundlegende Darstellung von Georg Gerber, Leibniz und seine Korrespondenz, in: Wilhelm Totok/Carl Haase (Hg.), Leibniz. Sein Leben – sein Wirken – seine Welt, Hannover 1966, S. 141–171; Korrekturen nach oben bei Nora Gädeke, Leibniz' Korrespondenz im letzten Lebensjahr – Gerber reconsidered, in: Kempe, 1716, S. 83–109, S. 104.

13 Dazu die Tabelle ebd., S. 108 f.

14 Mit Justus von Dransfeld; sein Name fehlt in der Liste.

15 Gerber, S. 144 (mit Schaubild S. 142), hatte für den »Zenit« der Korrespondenz um 1700 eine Korrespondenzzahl von etwa 200 festgestellt; nachdem die Akademie-Ausgabe diesen Zeitbereich inzwischen erreicht hat, ist diese Zahl leicht nach unten zu korrigieren.

16 Etwa bei Ulrich Johannes Schneider, Leibniz und Lessing als Bürger der Gelehrtenrepublik, in: Ders. (Hg.), Kultur der Kommunikation. Die europäische Gelehrtenrepublik im Zeitalter von Leibniz und Lessing, Wiesbaden 2005, S. 345–356.

17 Gerber, S. 162–169.

18 Paul Lodge, Introduction, in: Ders. (Hg.): Leibniz and His Correspondents, Cambridge 2004, S. 1–9, S. 1 f.

19 Indirekt als Zitat überliefert in A I, 10 N. 391.

20 Utermöhlen, S. 90.

21 Nora Gädeke, Leibniz lässt sich informieren – Asymmetrien in seinen Korrespondenzbeziehungen, in: Klaus Dieter Herbst/Stefan Kratochwil (Hg.), Kommunikation in der Frühen Neuzeit, Frankfurt a. M. 2009, S. 25–46.

ein Anliegen (ein Amt, eine Beförderung, eine Belohnung, einen Streitfall), als Patron wirken.²² Allein hierin weist die Korrespondenz eine breite Palette auf; eine Trennung zwischen den Briefen, die an Gelehrten und denen, die an den Hofmann gingen, ist nicht immer möglich.

Briefliche Kommunikation ist für uns ein Dialog zwischen zwei Personen. Auch in der Leibniz-Zeit hat der Brief formal einen Absender und einen Adressaten – aber oft zusätzliche Leser. Die Gelehrtenrepublik war nicht nur für Nachrichten, sondern auch für Postsendungen ein großer Umschlagplatz; ein Brief ging oft postalisch durch mehrere Hände; etwa über einen Reisenden, oder anderen Sendungen beigelegt. Er wurde dabei nicht nur transportiert, sondern häufig auch von mehreren Personen gelesen.²³ Bei der Beobachtung, wie Nachrichten, Fragen, Anliegen in einem nicht nur postalischen Kommunikationsraum weitergegeben werden, sehen wir immer wieder Cluster von Personen, die miteinander im Austausch sind, die brieflich, vielleicht auch persönlich, und vor allem inhaltlich miteinander verbunden sind. Ein solches Cluster – ein kleines, aber ziemlich dichtes – wird uns in Leibniz' Göttingen-Korrespondenz begegnen.

2. Die Leibniz-Überlieferung und ihre historisch-kritische Edition

Wenn dieses Briefwerk, bei allen exemplarischen Zügen, den Eindruck des Außergewöhnlichen macht, liegt das nicht allein an Leibniz' wissenschaftsgeschichtlicher Bedeutung oder seiner exzessiven Schreibtätigkeit, sondern auch an der hervorragenden Überlieferung. Er selbst hat spätestens seit der Etablierung in Hannover 1676 die an ihn gehenden Briefe minutiös aufbewahrt; nach seinem Tode wurden die schriftlichen Hinterlassenschaften des Staatsdieners amtlich unter Verschluss genommen. So liegt Leibniz' eigentlicher Nachlass vor allem in Hannover, in der Gottfried Wilhelm Leibniz-Bibliothek²⁴ und auch im Staatsarchiv.²⁵ Hier hat sich seine Korrespondenz weitgehend unredigiert erhalten, in der ganzen bunten Vielfalt der täglichen Kommunikation. Allerdings asymmetrisch: der dicht überlieferten passiven Korrespondenz steht die aktive mit größeren Lücken gegenüber; nur gelegentlich hat Leibniz eigene Schreiben in einer Vorform oder Abschrift aufbewahrt. Mitunter wurden seine Briefe aber von Seiten der Korrespondenten aufbewahrt (und sind jetzt auf Bibliotheken und Archive Europas und der USA verteilt); bei zweien der Göttinger Korres-

22 Ebd., S. 36–44.

23 Paul Dibon, *Les Échanges Épistolaires dans l'Europe savante du XVII^e siècle*, in: *Revue de Synthèse* 81–82 (1976), S. 31–50, S. 38 u. 41.

24 Der Briefnachlass in der GWLB wurde 2007 in das Welt-Dokumentenerbe der UNESCO aufgenommen.

25 Hinzu kommen ein paar »Nebennachlässe« sowie »versprengte Überlieferung« in kleineren Komplexen oder Einzelstücken; dazu Sabine Sellschopp, *Versprengte Überlieferung von Leibnitiana*. Ein Überblick auf der Basis des Arbeitskatalogs der Leibniz-Edition, in: Gädeke/Li, *Leibniz in Latenz*, S. 33–46.

pondenzen ist das der Fall. Zudem hat sich der Text manch eines verschollenen Briefes in einem frühen Druck erhalten.²⁶

Wie von seinem Œuvre insgesamt hat Leibniz kaum etwas von seinen Briefen publiziert. Die gleich nach seinem Tode einsetzenden Editionsbemühungen sind auch heute noch nicht zum Abschluss gekommen. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts ist die historisch-kritische Ausgabe »Gottfried Wilhelm Leibniz. Sämtliche Schriften und Briefe«, herausgegeben von den Akademien der Wissenschaften zu Berlin-Brandenburg und zu Göttingen, im Gange.²⁷ Mit ihren acht thematisch bestimmten Reihen umfasst sie inzwischen über 60 Bände; die drei Briefreihen sind gerade am Beginn von Leibniz' letztem Lebensjahrzehnt angelangt. Aus den Reihen I und III (»Allgemeiner, politischer und historischer Briefwechsel« bzw. »Mathematischer, naturwissenschaftlicher und technischer Briefwechsel«) stammt das im Folgenden präsentierte Material.

Von anderen Leibniz-Editionen unterscheidet sich die Akademie-Ausgabe nicht zuletzt dadurch, dass sie das gesamte überlieferte Material aufnimmt – und dass sie als Leitlinie von der Chronologie bestimmt ist. Diese ist, insbesondere in den Briefreihen, zentrales Gliederungselement. Dabei werden Korrespondenzen aufgelöst: Im Vordergrund steht nicht eine Briefbeziehung, der jeweilige Austausch als Duett, sondern dessen Orchestrierung durch zeitnahe Texte anderer Herkunft.²⁸ Relevanzkriterien spielen hier keine Rolle: Briefe aus bedeutenden Korrespondenzen können neben denen aus obskuren stehen. Das eröffnet neue Perspektiven der Interpretation. So bietet sich die Möglichkeit, Briefe über den jeweiligen Dialog hinaus zu kontextualisieren, kurze Zeiträume minutiös in den Blick zu nehmen, das Wandern von Themen von einem Brief zum anderen zu verfolgen. An den Göttinger Korrespondenzen lässt sich das illustrieren.

26 Dazu die Überlieferungsbeschreibungen zu den einzelnen Stücken der Akademie-Ausgabe; für dort noch nicht edierte Stücke die Angaben im Arbeitskatalog der Edition (<https://leibnizedition.de/hilfsmittel/> Link: Editions-katalog [Zugriff: 10.02.2019]).

27 Vgl. oben Anm. 1. Die jüngeren Bände der Akademie-Ausgabe liegen auch online vor; aus den Briefreihen seit A I, 17, II, 1², A III, 5; in Arbeit befindliche Bände in Vorausedition. Für spätere Bände vorgesehene Briefe sind zunehmend als Transkription online zugänglich. Zu all dem bietet das Portal der Akademie-Ausgabe www.leibnizedition.de [Zugriff: 10.02.2019] Zugang über den Link »Reihen«. Guter Überblick bei Herma Kliege-Biller [u. a.], Einen barocken Universalgelehrten edieren: Gottfried Wilhelm Leibniz, Sämtliche Schriften und Briefe, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 64 (2016), S. 951–977.

28 Orientierung zu den einzelnen Korrespondenzen geben aber die editorische Vorbemerkung zu den Briefen (»Zu N.«) sowie die Hilfsmittel der Edition, insbesondere die Personen- und Korrespondenz-Datenbank (dazu www.leibnizedition.de, Link: »Hilfsmittel« [Zugriff: 23.02.2019]); zu den Themen die kumulierten Schriften- und Sachverzeichnisse (ebd.).

3. Leibniz' Korrespondenz mit »Göttingen«

Göttingen war Leibniz vertraut, durch Aufenthalte²⁹ und vor allem durch die vielen Nachrichten, die ihm von den dortigen Korrespondenten zuzingen. Gemessen am gesamten Briefwerk ist diese Korrespondenz von geringem Umfang – mit etwa 200 Briefen (inclusive Leibniz' Gegenbriefen), also etwa 1 % des überlieferten Briefaufkommens, und sechs Korrespondenten (also noch nicht einmal 0,5 % der Korrespondentenzahl). Dafür zeichnet sich diese kleine Gruppe durch große Geschlossenheit aus: jeder dieser Korrespondenten stand mit mindestens einem anderen, öfters mit mehreren, in Verbindung. Das spiegelt sich in den Briefen; sei es, dass Nachrichten über die anderen kolportiert werden, sei es, dass jemand aus diesem Kreis für einen anderen Briefe an oder von Leibniz transportiert, sei es, dass der Kontakt zu ihm überhaupt erst durch einen der anderen vermittelt wurde. Bei diesem Göttinger Subnetz von Leibniz' Briefnetz liegen Beziehungen und Interaktionen kreuz und quer zutage. Dahinter steht eine zentrale Institution: das Göttinger Pädagogium – und eine zentrale Figur: dessen langjähriger Leiter.

Das Göttinger Pädagogium nimmt, wie die vielen anderen Akademischen Gymnasien des Reiches, eine Position zwischen Lateinschule und Universität ein und hat die einstige Lateinschule der Stadt in sich aufgenommen.³⁰ Nach einem Vorläufer in den 1540er Jahren 1586 begründet, in den Räumen des ehemaligen Paulinerklosters etabliert, mit Schülerzahlen, die sich in Hoch-Zeiten auf um 270 belaufen (etwa die Hälfte davon aus Braunschweig-Lüneburg), floriert diese Einrichtung fast 150 Jahre lang. Die Schließung im Jahre 1734 liegt nicht an mangelndem Erfolg, sondern an der Gründung der Universität, die die Räumlichkeiten (und den letzten Leiter Heumann) übernimmt. Bei der Wahl der Universitätssitzes scheint die Existenz des Pädagogiums eine nicht geringe Rolle gespielt zu haben.³¹ Etwas kompliziert ist die institutionelle Einbettung: zwischen der Stadt, der Regierung in Hannover und der Kirche (das spiegelt sich auch in den Briefen). In der schola inferior werden in Lateinisch und Deutsch vor allem Grammatik, Religion und Chorsingen unterrichtet, in der schola superior erwei-

29 1687 und 1707; vgl. Kurt Müller/Gisela Krönert, *Leben und Werk von Gottfried Wilhelm Leibniz. Eine Chronik*, Frankfurt a. M. 1969, S. 81 u. 207; Pläne zu weiteren Aufenthalten kommen in den Briefen für 1679 und 1680 zur Sprache. Dass Leibniz bereits vor 1687 in Göttingen war, geht aus A I, 4 N. 513 hervor.

30 Zur Geschichte des Pädagogiums Berthold Michael, *Die beiden Pädagogien im Paulinerkloster 1542–1545 und 1586–1734*, in: Elmar Mittler (Hg.), *700 Jahre Paulinerkirche: vom Kloster zur Bibliothek*, Göttingen 1994, S. 111–124.

31 Berthold Michael, *Die Göttinger Schulen in der Zeit vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Aufhebung des Königreichs Hannover 1648–1866*, in: Böhme/Vierhaus, *Göttingen*, Bd. 2, S. 659–762, S. 665 f.; Axel Fischer, *Das Wissenschaftliche der Kunst. Johann Nikolaus Forkel als Akademischer Musikdirektor in Göttingen*, Göttingen 2015, S. 43 f.

tert sich der Fächerkanon. Der in der Gründungszeit formulierte Lehrplan, den erst Heumann modernisieren wird, sieht zudem Griechisch, Hebräisch, Rhetorik, Philosophie, Jurisprudenz, Physik (Medizin) und Mathematik (Arithmetik) vor. Die Lehrer werden als Professoren bezeichnet, der Leiter als Pädagogiarch. Fast 40 Jahre lang hatte dieses Amt Justus von Dransfeld (1633–1714) inne.³²

Der Sproß einer alteingesessenen Göttinger Patrizierfamilie, selbst Zögling des Pädagogiums, hatte in Helmstedt Theologie studiert, bevor er 1663 Konrektor am Pädagogium wurde, 1676 Pädagogiarch. Bis zu seinem Tode 1714 im Alter von über 80 Jahren übte er dieses Amt aus; gegen Ende seines Lebens konnte er, der sich Leibniz gegenüber anfangs skeptisch über die Zukunft seines Gymnasiums äußert (und darum bittet, dessen Interessen bei Hofe zu vertreten),³³ größere Zuwendungen des hannoverschen Landesherrn erleben, die 1708 in einer gründlichen baulichen Modernisierung, der Erhöhung der Gehälter und der Schaffung neuer Stellen resultierten.³⁴

Dransfelds Korrespondenz mit Leibniz (zu der persönliche Begegnungen in Göttingen und Hannover hinzukamen) ist umfangreich (104 überlieferte Briefe) und langfristig (1679–1712).³⁵ Im Briefwerk gehört sie in beiderlei Hinsicht zur Spitzengruppe. Wohl gibt es gelegentlich Pausen von bis zu drei Jahren, aber danach wird der Austausch wieder aufgenommen; bis zu 13 Briefe im Jahr sind überliefert. Erst in den letzten anderthalb Jahrzehnten nimmt die Korrespondenz merklich ab; 88 Briefen von 1679–1698 stehen 16 von 1699–1712 gegenüber.

Diese Position der Korrespondenz resultiert auch aus der symmetrischen Überlieferung; neben Dransfelds Briefen sind auch Leibniz' Gegenbriefe weitgehend erhalten.³⁶ Zudem scheint hier eine Symmetrie anderer Art auf: die der sozialen Beziehung. Korrespondenzabläufe, gerade bei beidseitiger Überlieferung (oder wenn zu erschließende Briefe gut dokumentiert sind), können Hinweise geben, ob der Austausch auf Augenhöhe stattfand – oder mit Gefälle. War ein Partner mit sehr viel mehr Briefen vertreten als das Gegenüber,³⁷ dann

32 Biogramm im Datensatz zu Dransfeld der Personen- und Korrespondenz-Datenbank der Akademie-Ausgabe (<https://leibniz.uni-goettingen.de/> über den Link: Personen [Zugriff: 10.02.2019]). Zu Dransfelds Wirken als Pädagogiarch Michael, Pädagogien, S. 118–121; Ders., Göttinger Schulen, S. 661 f.

33 Etwa A I, 2 N. 469.

34 Michael, Pädagogien, S. 121.

35 In der Akademie-Ausgabe gedruckt vorerst nur bis 1705; für 1706 und 1707 online in den Vorauseditionen zu A I, 26 und A I, 27. Für Dransfelds letzte Lebensjahre 1710–1712 sind Transkriptionen der Briefe online.

36 Berlin Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften Nachlaß Gottfried Wilhelm Leibniz, Nr. 7. Dabei zeigt sich der für Leibniz' Briefwerk außergewöhnliche Fall, dass auch bei Dransfelds Briefen an Leibniz (seltene) Überlieferungslücken festzustellen sind.

37 Eine solche Aussage muss freilich abgesichert sein, etwa durch das Zu N. zum jeweiligen Brief.

spricht das für eine auch sozial asymmetrische Beziehung, oft zeigt sich dahinter eine Patronagebeziehung.³⁸

Dransfeld und Leibniz kommunizierten auf Augenhöhe. Dransfeld dürfte sozial etwas über Leibniz gestanden haben. Dieser hatte dafür eine besondere Ressource: die Hofnähe. Gelegentlich nimmt Dransfeld diese in Anspruch, mit der Bitte um Vermittlung beim Fürsten oder einem der Minister.³⁹ Er verfügt umgekehrt ebenfalls über eine Ressource: das Göttinger Umfeld. Nicht wenige Briefen handeln von Leibniz' Bitte an den Pädagogiarchen, ihm einen Knaben zu nennen, der als Schreiber oder Amanuensis einsetzbar sei; gelegentlich vertritt Dransfeld umgekehrt den Wunsch eines Schülers (bzw. dessen Familie) nach einer Anstellung bei Leibniz.⁴⁰ Die Vorschläge werden nicht unbesehen akzeptiert: Leibniz verlangt Proben,⁴¹ er fordert gute Latein-, manchmal noch weitere Sprachkenntnisse und, *conditio sine qua non*, eine saubere, flüssige Handschrift⁴² (wenn eine der wenigen Neuerungen, die Dransfeld am Lehrplan des Pädagogiums anbringt, Kalligraphie sein wird, könnte das ein später Reflex gewesen sein). Die Verhandlungen verlaufen unterschiedlich; mal wird ein Vorschlag gleich zurückgewiesen, mal zieht sich das Auswahlverfahren durch mehrere Briefe. Es fällt ein Name nach dem anderen, fast alle treten im weiteren Verlauf nicht mehr auf⁴³ – mit einer (unten zu behandelnden) Ausnahme. Leibniz' Anliegen und Dransfelds Antworten darauf, mit mitunter ausführlicher Beschreibung der Kenntnisse des Kandidaten und dessen Motivation für die Stelle, mit Leibniz' Reaktion darauf, mit seiner Präzisierung der Anforderungen

38 Gädeke, Leibniz lässt sich informieren, S. 36–43.

39 Mit der Bitte um Empfehlung für eine Präbende im Stift Einbeck (A I, 13 N. 210), um Unterstützung der Überreichung von Werken an den Fürsten (A I, 3 N. 326; A I, 9 N. 145 u. N. 284).

40 A I, 2 N. 469, N. 471, N. 489 u. N. 506; A I, 3 N. 265, N. 280, N. 287, N. 289, N. 294, N. 314, N. 318, N. 321, N. 420, N. 421, N. 424, N. 429 u. N. 435; A I, 6 N. 105, N. 108, N. 111, N. 116, N. 125, N. 139, N. 142 u. N. 192; A I, 8 N. 361; A I, 10 N. 149, N. 184, N. 197, N. 204, N. 209, N. 214, N. 215, N. 244, N. 245, N. 295 u. N. 340; A I, 11 N. 362, N. 367, N. 409 u. N. 418; A I, 13 N. 384, N. 392 u. N. 405; A I, 14 N. 81 u. N. 85.

41 A I, 3 N. 265, N. 318; A I, 6 N. 111, N. 125; A I, 10 N. 184.

42 Etwa A I, 3 N. 294: »ich begehre einen, der eines guthen gemüthes, fein manierlich und etwa bey leuthen gewesen, eine fertige hand schreibe, der Lateinischen Sprache also mächtig sey, daß er einen brieff nicht nur ohne fehler, sondern auch mit zierde schreiben könne, und deßen ingenium ein mehrers verspreche«. Dransfeld schildert die Fähigkeiten eines Kandidaten (A I, 3 N. 318): »ist modest, kan sich sonderlich accomodiren, und hat ziemliche fundamenta geleyet in denen dreien Hauptsprachen, verstehet auch etwas von der frantzhösischen. In Mathesi hat Er ziemliche fundamenta, in Arithmetica ist er etwas fertig, hat auch sonderbahre profectus in der Theologia und discipl. philosophicis«.

43 Gleichwohl ist nicht auszuschließen, dass es in ein paar Fällen zu einer kurzzeitigen Einstellung kam, etwa bei dem in A I, 3 N. 421, N. 429 u. N. 435 genannten David Nihus, der Kenntnisse des Hebräischen, Griechischen, Lateinischen und Französischen aufweisen kann; für ihn erfolgt Leibniz' *Placet* in A I, 3 N. 435. Dass danach nicht mehr von ihm die Rede ist, könnte auch am sporadischen Verlauf des Briefwechsels mit Dransfeld in den folgenden Jahren liegen.

und dessen, was er bietet,⁴⁴ sind aufschlussreich für den Gelehrtenhaushalt in Hannover ebenso wie für das Pädagogium.

Dieses stellt für Leibniz aber nicht nur eine Pflanzschule für potentielle Mitarbeiter dar, sondern auch eine Möglichkeit, gelehrte Protegés unterzubringen. So versucht er mehrfach, Dransfeld für einen seiner Amanuenses, der fleißig und loyal ist, aber anscheinend nicht recht in das Hauswesen passt und zudem eine Anstellung im Schuldienst anstrebt, zu interessieren;⁴⁵ offenbar ohne Erfolg. Dass Leibniz auch in anderen Fällen (darunter Christian Wolff) das Pädagogium als Möglichkeit ansah, jungen Gelehrten zur Subsistenz zu verhelfen, wird aus sporadischen Äußerungen deutlich;⁴⁶ fast immer ohne Resonanz. Anfänglicher Erfolg, letztlich aber ein spektakulärer Misserfolg war dagegen einem Fall beschieden, der unten zu behandeln ist.

44 Zu Leibniz' Auswahlkriterien scheint auch die Berücksichtigung eines sozialen Gefalles gehört zu haben. Bezeichnend ist der Fall von Christian Tolle. Diesen Sohn seines Amtsvorgängers hatte Dransfeld überredet, vor der Aufnahme seines Studiums bei Leibniz »in die Lehre« zu gehen; auf die Anfrage in A I, 6 N. 105 bringt er den 18jährigen ins Spiel und kündigt Schriftproben an (A I, 6 N. 116). Leibniz reagiert zurückhaltend (A I, 6 N. 125): bei einem jungen Mann aus guter Familie, den nicht die Not zu einer solchen Anstellung zwingt, sei im Sinne beider Seiten besonders vorsichtig vorzugehen. Die Entscheidung gegen Tolle begründet er in A I, 6 N. 142 damit, dass er soeben einen jungen Mann in sein Dienst genommen habe, dessen Eltern verarmt seien; auch bei seiner nächsten Anfrage (A I, 8 N. 361) gehört Mittellosigkeit des Kandidaten zu seinen Präferenzen.

45 Johann Friedrich Hodann, seit 1702 in Leibniz' Dienst, äußerte bereits 1704 den Wunsch nach einem »munus« im Schul- oder Kirchendienst (vgl. A I, 24 Einleitung S. XXXVI f.). Im Herbst 1705 (A I, 25 N. 173) empfahl Leibniz ihn an Dransfeld für das derzeit vakante Amt des Konrektors; mit A I, 25 N. 231 leitete er Hodanns eigenes Bewerbungsschreiben weiter, das ihm mit A I, 25 N. 222 übermittle worden war (und deutet an, er sei auch für Griechisch und Mathematik geeignet). Hodann verblieb aber in Leibniz' Dienst, bis ihm 1714 das Rektorat in Winsen an der Luhe übertragen wurde. Zuvor (Brief vom 03.07.1712) hatte Leibniz erneut versucht, ihn über Dransfeld unterzubringen. Zu Hodann jetzt Nora Gädeke, Johann Friedrich Hodann als Mitarbeiter in Leibniz' Geschichtswerkstatt, in: Markus Friedrich/Jacob Schilling (Hg.), *Praktiken frühneuzeitlicher Historiografie*, Berlin/Boston 2019, S. 283–307.

46 Im Juni 1698 (A II, 3 N. 254, hier S. 736) notiert Leibniz, er habe dem Philosophen Gabriel Wagner geraten, sich nach Göttingen zu begeben, dort sei eine Position am Pädagogium vakant, »selbst aber ihn zu recommendiren bedencken getragen« (Wagner, für den Leibniz sich bereits mehrfach eingesetzt hatte, hatte sich als »schwer vermittelbar« erwiesen). Zur Idee, Christian Wolff auf einer Professur für Mathematik und deren Anwendungen im Pädagogium unterzubringen, vgl. den Brief Otto Menckes an Leibniz vom 05.05.1706 (Druck in A I, 26) mit Erläuterungen. Im Sommer 1706 erreichte Leibniz die Bitte von Hieronymus Christoph Lauterbach (Sohn des einstigen Rektors des Johanneums zu Lüneburg) um Fürsprache für eine Mathematikprofessur am Göttinger Pädagogium, mit dem Nachweis von Unterrichtserfahrung in vielen mathematischen Teildisziplinen und mehrerer Disputationen zur Astronomie. Das Anliegen hatte bereits Unterstützer am hannoverschen Hof gefunden. Ob Leibniz die Bitte an den Kurfürsten weiterleitete, ist nicht bekannt; eine Anstellung Lauterbachs am Pädagogium ist nicht bezeugt. Sein Brief vom 26.06.1706 wird in A III gedruckt; vgl. vorerst den Begleitbrief, den sein Mentor Martin Krüger am 14.07.1706 an Leibniz sandte (Druck in A I, 26).

Die Korrespondenz zwischen Leibniz und Dransfeld trägt also utilitaristische Züge. Das ist nicht untypisch für gelehrte Korrespondenz.⁴⁷ Denn auch das ist dieser Briefwechsel, zumindest intentional: ein Austausch zwischen Gelehrten. Dransfeld wird zwar von seinem Nachfolger Heumann bescheinigt: »zum Bücherschreiben hat er sich nicht geneigt befunden«,⁴⁸ aber gelegentlich kommen doch gelehrte Arbeiten zur Sprache. Als er die Idee zu einer Edition der Briefe des Humanisten Caselius äußert,⁴⁹ geht Leibniz sofort darauf ein; er bietet Vermittlung von Verlegerkontakten an, gibt Hinweise auf weiteres Material, liefert gelegentlich selbst eine Briefabschrift und lässt sich über den Fortgang informieren.⁵⁰ Dransfeld wiederum stellt sich für Leibniz' opus historicum, die welfische Hausgeschichte,⁵¹ zur Verfügung. Bereits 1687, in den Anfängen der Arbeit, ergeht an ihn die Bitte, über unedierte Quellen zur »Historia patriae« zu informieren.⁵² Gelegentlich wird eine Einzelfrage besprochen.⁵³ Dransfelds Hinweis auf Urkunden im Göttinger Stadtarchiv und sein Angebot einer genaueren Suche⁵⁴ will Leibniz an den Hof weiterleiten.⁵⁵ Den daraufhin erteilten Auftrag, das Material durchzuarbeiten, kann Dransfeld allerdings erst nach einem zähen Tauziehen mit dem Göttinger Rat (der sich auch der Landesregierung in Hannover gegenüber ziemlich renitent zeigt) umsetzen.⁵⁶ Auch ist er Ansprechpartner für Handschriften des Landeshistorikers Johann Letzner⁵⁷ und koordiniert die

47 Stegeman, v. a. S. 174–177.

48 Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen [...]. Dritter Theil: In welchem von dem Schul-Wesen, und denen ehemaligen gelehrten Göttingern und deren Schrifften gehandelt wird [von Christoph August Heumann], Hannover 1738, S. 117.

49 A I, 3 N. 280.

50 A I, 3 N. 287, N. 294, N. 420 u. N. 424; A I, 11 N. 362, N. 376 u. N. 418 sowie Dransfelds Briefe A I, 3 N. 421 u. A I, 11, N. 367.

51 Von Leibniz' quellenkritisch erarbeiteter welfischer Hausgeschichte, seiner zentralen dienstlichen Aufgabe seit 1685, die bei seinem Tode unvollendet zurückblieb, liegen mehrere Teilstücke gedruckt vor, darunter das Kernstück *Annales Imperii* in: Gottfried Wilhelm Leibniz, *Gesammelte Werke*. Aus den Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Hannover herausgegeben von Georg Heinrich Pertz. I. Geschichte: *Annales Imperii Occidentis Brunsvicensis*, Bd. 1–3, Hannover 1843–1846. Eine kritische Edition ist für Reihe V der Akademie-Ausgabe vorgesehen. Zum opus historicum jüngst Stephan Waldhoff, *Über den Tod hinaus – Leibniz und die Geschichte des Welfenhauses*, in: Kempe, 1716, S. 355–399.

52 A I, 4 N. 513.

53 Insbesondere die Lokalisierung der »arx Grona«; vgl. Leibniz' Brief an Dransfeld vom 24.10.1706 (Druck in A I, 26) mit Darstellung der früheren Diskussion in der Erläuterung.

54 Gespiegelt etwa in A I, 6 N. 139, N. 192 u. N. 297; A I, 9 N. 428; A I, 11 N. 362.

55 A I, 6 N. 311.

56 Dazu etwa A I, 8 N. 200, N. 351; A I, 9 N. 118, N. 145; A I, 10 N. 101; A I, 12, N. 268; A I, 13 N. 172, N. 210, N. 217 u. N. 392; A I, 15 N. 335.

57 Nach Letzner-Handschriften erkundigt Leibniz sich bereits in der Anfangsphase (A I, 4 N. 513, N. 545 u. N. 547; Dransfeld muss sich dazu in einem nicht überlieferten Brief geäußert haben). Die Frage wird erneut aufgenommen in A I, 6 N. 105 u. N. 108.

Abschrift eines von Hannover als arcan eingestuftes Letzner-Textes.⁵⁸ Zuarbeit im Rahmen gelehrter Freundschaft und gleichzeitig eine Möglichkeit für Dransfeld, sich beim hannoverschen Hofe in Erinnerung zu bringen.

Diese umfangreiche Korrespondenz fällt in einigem aus dem oben skizzierten Bild von der zeitgenössischen gelehrten Briefkultur heraus. Sie wurde offenbar nicht um des Korrespondierens willen geführt, sondern nur dann, wenn etwas anlag;⁵⁹ rhetorische Bekundungen gelehrter Freundschaft sind rar. Aber das Ritual der Aufnahme gelehrter Kontakte wird befolgt.⁶⁰ Wir wissen nicht, wie Dransfelds eigene Verbindung zu Leibniz zustande kam.⁶¹ Aber in mehreren Fällen sehen wir ihn als denjenigen, der einem jungen Gelehrten die Tür zu ihm öffnet.

Das geschieht bereits in der Anfangszeit. Im Sommer 1679 kündigt Dransfeld in einem kurzen Brief an Leibniz einen Besucher an,⁶² den Kandidaten der Rechte Cyriakus Gabriel Heise.⁶³ Dieser, dessen Kenntnisse (u. a. in der Hofsprache Französisch) hervorgehoben werden,⁶⁴ möchte sich in der herzoglichen Bibliothek zu Hannover umsehen und bittet um Leibniz' Empfehlung. Von Heise selbst gibt es einen Brief nach der Rückkehr;⁶⁵ er dankt für Leibniz' »patrocinium« und verspricht, ihm verschiedene Materialien zukommen zu lassen, auch durch Dransfeld. Das ist alles, wir wissen praktisch nichts über ihn. Einer der vielen Briefe also, die singulär bleiben, aus denen sich keine Korrespondenz entwickelt – in diesem Fall aber ein Gelegenheitsbrief mit Hintergrund, mit der Vermittlung durch Dransfeld.

Auch beim nächsten Fall steht diese am Anfang der Beziehung; hier wird eine Korrespondenz daraus: mit Friedrich Schrader (1657–1704).⁶⁶ Mit ihr eröffnet sich für Leibniz auch Kontakt zum großen Familienverband Schrader, der eine Reihe höherer Funktionsträger des Landes stellte. Dransfeld war der Familie des Helmstedter Professors für Rhetorik Christoph Schrader⁶⁷ seit seinem

58 Etwa A I, 6 N. 172, N. 192, N. 295, N. 297 u. N. 311; A I, 7 N. 165, N. 166, N. 170, N. 176 u. N. 223; A I, 11 N. 362.

59 Das kommt in einem Brief (A I, 4 N. 513) explizit zum Ausdruck.

60 Stegeman, S. 277–287.

61 Der erste überlieferte Brief A I, 2 N. 465 (Dransfeld an Leibniz, 12.05.1679) setzt bereits Bekanntschaft voraus.

62 A I, 2 N. 489.

63 Über Heise ist nur bekannt, dass er ein Verwandter von Dransfelds Vorgänger Tolle war.

64 A I, 2 N. 489: »der sich auf verschiedenen Academien aufgehalten, und auch in literis, Mathesi, lingua Gallica ziemlich versiret«.

65 A I, 2 N. 507.

66 Biogramm in: Michaela Triebs, Die Medizinische Fakultät der Universität Helmstedt (1576–1810). Eine Studie zu ihrer Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Promotions- und Übungsdisputationen, Wiesbaden 1995, S. 63 f.

67 Zu Christoph Schrader Jean-Luc Le Cam, La politique scolaire d'August le Jeune de Brunswick-Wolfenbüttel et l'inspecteur Christoph Schrader 1635–1666/80, Bd. 1, Wiesbaden 1996, S. 125–234; zur Familie S. 200–211.